

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (2021)

Heft: 4

Artikel: Bündner Kulturpreis 2021

Autor: Bucheli, Roman

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-976568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bündner Kulturpreis

Roman Bucheli

Bündner Kulturpreis 2021

Am 12. November 2021 wurden die von der Regierung des Kantons Graubünden jährlich verliehenen Kulturpreise in Sumvitg übergeben. Mit dem Bündner Kulturpreis 2021 wurde der Schriftsteller Leo Tuor ausgezeichnet. Die Regierung ehrt mit diesem Preis das schriftstellerische Werk dieses Autors, der mit fantasievollen Geschichten ein vielfältiges Bild der Surselva und der Lebenswelten in den alpinen Räumen zeichnet. Die Laudatio für den Bündner Kulturpreisträger 2021 hielt der Literaturkritiker und Redaktor des NZZ-Feuilletons, Roman Bucheli.

Lieber Leo Tuor, sehr verehrte Damen und Herren

Soll ein Jäger schreiben? Oder besser nicht? Oder vielleicht sowohl als auch?

Lassen Sie mich mit einer schlechten Nachricht beginnen: Es gibt in Leo Tuors Werken eine Menge Unfug. Ja, Sie haben richtig gehört. Aber bevor Sie mich jetzt in Stücke reissen, mögen Sie sich bitte auch die gute Nachricht anhören. Leo Tuor mag zwar ein paar seltsame Dinge geschrieben haben. Doch glauben Sie mir, vieles aus der sogenannten Weltliteratur könnte mir gestohlen bleiben. Aber auf keines von Leos Büchern möchte ich verzichten, keine Figur und schon gar keines der Tiere in seinen Werken möchte ich entbehren müssen, am wenigsten aber die Stolpersteine, wie ich die kuriosen Stellen in diesen Büchern nennen möchte.

Nun werden Sie fragen, ob ich noch ganz bei Trost sei und wie das zusammengehen soll: Unfug und grosse Erzählkunst. Um ehrlich zu sein: Ich weiss es auch nicht. Vielleicht gehört es zum Rätsel, das Leo Tuors hinreissende Bücher für mich darstellen.

In dem Roman *Settembrini* geht es um die Jagd und um zwei Onkel, die beide Settembrini genannt werden und vielleicht auch nur einer sind. Und jetzt hören Sie sich daraus diesen Satz an: «Schreiben solle ein Jäger nie. Bloss nicht auf die Idee kommen, zu schreiben.» Das sagt Onkel Settembrini, einer von



Der Kulturpreisträger 2021
Leo Tuor (Foto Ayşe Yavaş)

beiden oder beide zusammen, und weil dem Erzähler alles, was die Settembrinis sagen, egal welcher von beiden, eherne Gesetz ist, denn sie sind eine Autorität auf allen Gebieten, nicht nur in Angelegenheiten der Jagd, schreibt der Erzähler diesen Satz auf, als drohte dem die Höchststrafe, der sich ihm widersetzt. «Schreiben solle ein Jäger nie.» Aber hat etwa Leo Tuor dieses eherne Gesetz der Settembrinis befolgt? Hat er, der Jäger, etwa nicht geschrieben? Der Satz ist, Sie werden mir recht geben, reiner Nonsense. Denn hätte Leo Tuor die Einflüsterungen der famosen Onkel ernst genommen, dann wären wir nun nicht hier, um zu feiern, was allerdings ein kleiner Schaden wäre im Vergleich zu den Büchern, die uns fehlen würden.

Es gibt noch andere faule Eier. Zum Beispiel diesen Satz aus der Erzählung *Cavrein*, die uns in die Geheimnisse der Steinbock-Jagd einführt: «Ob eine Literatur etwas taugt oder nicht, erkennt man daran, ob man ihren Figuren im Leben wieder begegnet.» Das klingt gut, nicht wahr? Aber stimmt es auch? Wahrscheinlich ist der Satz falsch und sein Gegenteil ebenso wahr. Aber Leo Tuors Ohren werden rot geglüht haben vor Aufregung, als er den Satz hingeworfen hatte. Nicht, weil er stolz auf eine geschliffene Formulierung gewesen wäre, aber weil er wusste, dass er uns ein Ei gelegt hatte, ein faules, versteht sich, das uns einiges Kopfzerbrechen bereiten würde.

Das gilt übrigens auch für einen anderen Satz aus *Cavrein*: «Mit der Jagd ist es wie mit dem Leben. Eines schönen Tages ist alles vorbei, dabei hat es doch erst begonnen.» Das tönt auch gut. Und ist ebenfalls kreuzfalsch.

Meine Damen und Herren, noch nie hat der Regierungsrat einem Schriftsteller für so viel Unsinn den Bündner Kulturpreis verliehen. Und noch nie konnten wir ihm dafür so dankbar sein. Denn noch selten hat einer so viele Sätze geschrieben, die sich falsch anhören, die aber auf geheimnisvolle Weise den Kern des literarischen Schaffens offenbaren und zugleich an die dringlichsten Fragen des Daseins röhren.

Einen solchen Satz finden wir in *Onna Maria Tumera*, diesem traumhaft schönen und mitunter albtraumhaft präzisen Buch über die Vorfahren des Erzählers. Sein Grossvater hat gegen Ende des Buches die etwas bedenkliche Angewohnheit entwickelt, auf die Bäume zu steigen und von dort herab dem Rest der Welt seine Ansichten kundzutun – oder unter den Tisch zu seinem Hund zu kriechen. Bei einer solchen Gelegenheit fragt sich der Hund, der etwas besorgt und im Gegensatz zum Grossvater noch ganz bei Sinnen ist: «Ob Schreiben eins der schwersten Metiers wäre?» Wir wollen nun nicht

behaupten, dass der Hund bei dieser Frage auch an Leo Tuor gedacht habe, aber wir, die wir eins und eins zusammenzählen, denken uns, was wir zu denken nicht lassen können: Da hat der Hund einen Punkt! Und er fügt darum, halb boshaft, halb mitleidig, hinzu: «Zum Glück kann ich nicht schreiben. Ich habe oft unterm Tisch hervorgeschaut und gesehen, wie er an dieser einsamsten aller Arbeiten litt.»

Verstehen wir nun besser, warum Settembrini den Jäger davor gewarnt hatte, schreiben zu wollen? Ahnen wir nun, dass es eine geheimnisvolle Verbindung gibt zwischen der Einsamkeit des Jägers und der Einsamkeit des Schriftstellers? Und sehen wir nun, was falsch ist an dem Satz, die Jagd sei wie das Leben, kaum begonnen und schon wieder vorbei? Nicht wie das Leben ist die Jagd, vielmehr wie das Schreiben. Einsam ist der Jäger so sehr wie der Schriftsteller, beide warten und lauern die längste Zeit, jener auf das Wild, dieser auf eine Eingebung und einen Satz. Und beide hauen sie häufiger daneben als ins Schwarze – und trotzdem geben sie nie auf, warten und horchen, der eine in die Natur, der andere in sich und in die Sprache hinein. Und selbst wenn sie einmal treffen und mit glühenden Ohren eine Trophäe, sei es ein Satz, sei es eine Gemse, nach Hause tragen, wissen sie, sofern sie aufrichtig sind, dass zu wahrer Vollendung noch so vieles fehlt. Denn kaum findet die lange Warterei ein Ende und ist ein Werk begonnen, ist es auch bald vollbracht, vollendet aber ist es nie. So beginnt alles wieder von vorne: Der Jäger liegt im Gebüsch und lauert, der Schriftsteller sitzt am Tisch, kaut auf seinen Fingernägeln und horcht nach innen. Nur der Hund unter dem Tisch wüsste es besser, aber ihn fragt ja keiner.

Ja, wenn wir nur die Hunde verstünden, überhaupt die Tiere. Es bliebe uns manches erspart. Einer der schönsten und auf seltsame Weise traurigsten Sätze, die Leo Tuor je geschrieben hat, steht ganz am Anfang seines literarischen Schaffens. Der Satz klang vor über dreissig Jahren in *Giacumbert Nau* noch sehr boshaft bissig, heute aber trifft er uns ins Innerste, da er längst als Motto über dem ganzen Werk von Leo Tuor stehen könnte. Er lautet, und nun bitte ich Sie, den Atem anzuhalten, denn er raubt einem den Atem: «Er hatte die Tiere lieber als die Leute.» Giacumberts Liebe zu den Tieren und im Besonderen zu den Hunden ging so weit, dass er am Ende des Buches sogar sagt: «Wenn ich nochmals zur Welt komme, möchte ich ein Hund sein.» Wir neigen ja immer dazu, solche Sätze nicht nur als Aussagen der literarischen Figuren zu deuten, sondern auch als authentische Selbstauskünfte des Verfassers. Nun wollen

wir nicht gleich behaupten, Leo Tuor liebe die Tiere mehr als die Menschen (auch wenn er in gelegentlichen Anwandlungen der Melancholie vielleicht dazu neigen könnte, so etwas zu glauben); und wir vermuten auch nicht, dass er als Hund wiedergeboren werden möchte. Aber wir müssen nur einmal nachlesen, was er in dem Buch *Auf der Suche nach dem verlorenen Schnee* über seine Hündin Sinta sagt, um uns eine Vorstellung davon machen zu können, was ein Hirte für seine Tiere empfindet: «Sie hat mich gelehrt, unbeschwert zu leben, und mir zuletzt die Kunst zu sterben gezeigt.»

Wir sollten nicht vergessen, dass Leo Tuor die seltene Dreifaltigkeit von Schriftsteller, Jäger und Hirte in sich vereinigt. Exotischer und exzentrischer könnte man es sich nicht ausdenken. Und man meint, das eine habe mit dem anderen wenig bis nichts zu tun, die Jagd nichts mit der Literatur und der Hirte noch weniger mit dem Schriftsteller. Und dennoch gibt es eine stille Seelenverwandtschaft zwischen Hirte, Jäger und Schriftsteller. Nicht nur sind sie alle Meister in der Kunst des Wartens. Vor allem hat der Schriftsteller als Jäger und Hirte die Tiere ohne Sentimentalität als jenen Teil der Schöpfung zu verstehen gelernt, der ihm, dem Menschen, vielleicht am nächsten steht und dennoch am unbegreiflichsten bleibt. Es ist die Sterblichkeit, die das Tier dem Menschen so täuschend vertraut macht; und es ist die unerschrockene Ergebenheit im Zeitpunkt des Todes, die das Tier dem Menschen zugleich so unnahbar fremd werden lässt. Jäger und Hirten wissen mehr als andere über das Werden und Sterben der Kreatur; sollten wir uns je gefragt haben, warum das Nachdenken über Leben und Tod in Leo Tuors Werken eine so bedeutende Rolle spielt, die Antwort müsste uns, wie stets, zugleich leicht und schwer fallen. Aber wir ahnen, dass ein Schriftsteller, der auch Jäger und Hirte ist, ein vertrautes Verhältnis haben muss zum ewigen Kreislauf von Werden und Vergehen.

Je länger aber wir über diese Dinge nachdenken, desto energischer drängt sich uns ein Gedanke auf, der, ich gebe es zu, etwas ketzerisch ist. Und er nötigt mich, ein letztes Mal Leo Tuor zu widersprechen: Wir können uns ja gar nicht mehr vorstellen, wie einer Schriftsteller sein soll, ohne nicht zugleich Hirte oder Jäger oder noch besser alles zusammen zu sein. Von wegen «Schreiben solle ein Jäger nie.»! Wie soll einer schreiben, der nie gejagt hat und nicht Sommer für Sommer Schafe gehütet hat?

Wir wollen übrigens Leo Tuor gar nicht widersprechen. Wir müssen nur seine Texte so lesen, wie er sie vielleicht selber

noch nie gelesen hat. Zum Beispiel die unfassbar komische Anleitung für das Schafhüten in dem Band *Auf der Suche nach dem verlorenen Schnee*. Es reicht, wenn wir darin das Wort Schafe mit Sprache ersetzen und da, wo es Hirte heisst, Schriftsteller denken – und schon haben wir den schönsten Text über die Kunst des Schreibens. Zum Beispiel so: «Du musst wissen, was sie (gemeint sind die Schafe, wir denken nun an die Wörter) im Kopf haben; was du im Kopf hast, brauchst du nicht zu wissen.» Will sagen: Nicht der Schriftsteller entscheidet, was wie und warum aufs Papier kommt. Steht einmal ein erster Satz auf dem Blatt, ergibt sich dem, der sich aufs Warten versteht, alles Weitere von allein. Oder diese Stelle: «Wenn du tausend Tage gehütet hast, merkst du allmählich, dass du mehr mit der Nase als mit den Augen hütest.» Für den Schriftsteller gilt nichts anderes: Es ist die Hand, die schreibt, nicht der Kopf, und nicht etwa der Kopf führt die Hand, sondern etwas anderes, nennen wir es Gott oder die Sprache. Die Kunst des Schreibens bestünde darin, den Wörtern ihren freien Lauf zu lassen, wie es der Hirte mit den Schafen tut. Im Vertrauen darauf, dass sie gehen – und wieder kommen.

Und zuletzt dann noch dies: «Je mehr der Hirt redet, desto weniger taugt er.» Gestatten Sie mir, auch diesen Satz auf den Schriftsteller anzuwenden. Und kaum versuchen wir es, kommt uns in den Sinn, was Settembrini gesagt hatte: «Schreiben sollte ein Jäger nie.» Soll etwa auch ein Schriftsteller nie schreiben? Er soll jedenfalls nur dann schreiben, wenn es gar nicht mehr anders geht. Die italienische Dichterin Cristina Campo hatte einmal über sich selbst gesagt: «Sie hat wenig geschrieben, und es gefiele ihr, weniger geschrieben zu haben.» Vielleicht wird Leo Tuor einmal etwas Ähnliches sagen.



Regierungsrat Jon Domenic Parolini überreicht dem Schriftsteller Leo Tuor den Bündner Kulturpreis 2021.
(Foto Ralph Feiner)

Er hätte jedenfalls auch noch sehr viel weniger schreiben dürfen, und er hätte diesen Preis trotzdem mehr als verdient. Wir aber sind Leo Tuor dankbar für jedes Buch und jedes Wort, denn es fehlte uns alles, wenn nur eines fehlen würde. Ebenso dankbar sind wir der Kulturkommission und dem Regierungsrat für diese glückliche Wahl – und nicht weniger haben wir seinen wichtigsten Übersetzern, Peter Egloff und Claudio Spescha, zu danken, ohne die manche von uns dieses Werk nicht lesen könnten. Und mit diesem Dank nun verbinde ich, lieber Leo, meine herzlichsten Glückwünsche und die stille Hoffnung, du mögest Settembrinis eherne Gesetz weiterhin gelegentlich brechen, wenn es denn anders gar nicht geht.

Roman Bucheli studierte Germanistik, Philosophie und Wirtschaftsgeschichte an den Universitäten Fribourg und Zürich. Er doktorierte mit einer Arbeit über den Lyriker Alexander Xaver Gwerder. Seit 1999 ist er Redaktor im Feuilleton der NZZ. 2021 wurde er mit dem Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik ausgezeichnet.

Adresse des Autors: roman.bucheli@nzz.ch